

politischer Stagnation umgedeutet, von dem sich das progressive Europa immer deutlicher abzuheben schien: die Revolutionen in Asien führten nur von einer Tyrannenherrschaft zur nächsten, die in Europa hingegen in ein Reich der Freiheit. Bis zu dieser eigentümlichen ideengeschichtlichen Pointe dringt Takedo in ihrem Buch nicht vor.[1] Es fehlt auch eine Auseinandersetzung mit der reichhaltigen persischen Überlieferung zum Thema, die freilich noch zu selten in verlässlichen Übersetzungen in europäische Sprachen greifbar ist. Das ist Takeda methodisch nicht vorzuwerfen, schränkt die Reichweite ihrer Aussagen aber auch ein.

*Iran and a French Empire of Trade* ist eine sehr gelungene Studie zur iranisch-französischen Geschichte, die besonders durch ihre quellennahen Analysen transkultureller Prozesse überzeugt, die teilweise eine gleichsam mikrohistorische Tiefenschärfe erreichen. Das Buch ist daher allen zu empfehlen, die sich für die französische Kolonialexpansion in Asien und ihre Rückwirkungen auf Europa im 18. Jh. interessieren.

#### Anmerkung

- 1 Gerade die deutschsprachige Forschung hat auf diesen Umdeutungsprozess aufmerksam gemacht; Siehe etwa K.-H. Bender, *Revolutionen. Die Entstehung des politischen Revolutionsbegriffes in Frankreich zwischen Mittelalter und Aufklärung*. München 1977; S. Trakulhun, *Asiatische Revolutionen. Europa und der Aufstieg und Fall asiatischer Imperien, 1600–1830*, Frankfurt am Main/New York 2017; auch J. Osterhammel, *Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert*, München 1998, enthält eine Reihe von Beobachtungen zum europäischen Persiendiskurs im 18. Jh., die einige von Takedas Argumenten bereits vorwegnehmen; eine englische Übersetzung des Buches erschien 2018.

**Sarah Lentz: „Wer helfen kann, der helfe!“. Deutsche SklavereigegnerInnen und die atlantische Abolitionsbewegung, 1780–1860 (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz/Abteilung Universalgeschichte, Bd. 261), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2020, 456 S.**

Rezensiert von  
Michael Zeuske, Bonn

Der Rezensent hält aus der Perspektive der globalen Geschichte von Sklavereien, Sklavenhandelssystemen, aber vor allem aus Perspektive der Geschichten der Versklavten sowie ehemals Versklavten die „Abolitionsbewegung“ Ende des 18. und im 19. Jh. eher für einen Elitendiskurs der Selbstdarstellung Europas, vor allem Großbritanniens. Dieser Selbstdarstellungsdiskurs, der auch noch mit der Verbreitung von religiösen Werten und neuem Kolonialismus einherging, ist aus globalhistorischer Sicht auch Teil des „work of forgetting slavery“.[1]

Trotzdem oder gerade deswegen ist das vorliegende Buch eine ganz hervorragende Arbeit im Sinne des *new materialism*, der sich auf Akteure und Akteurinnen sowie die Politisierung von Netzwerken konzentriert. Die Verfasserin kann zeigen, dass trotz der im globalen Makroblick quantitativ marginalen Rolle, die deutsche Gebiete als Hinterländer des atlantischen Sklavenhandels und der Sklavereien in AAA (Afrika, Atlantik, Amerikas) spielten, es in Bezug auf die Thematisierung zentraler Probleme,

auf Netzwerke, Akteure und Akteurinnen, auf Mikrogeschichte und *life histories* von Abolitionisten und Abolitionistinnen sehr dynamisch, bunt und vielfältig zugeht. Ob diese, sagen wir: mikrohistorische Perspektive, sich auf den globalen Makroblick dauerhaft auswirken wird (wie gegenwärtige Forschungsergebnisse zu Sklavereien im Alten Reich, zu wirtschaftlichen Verbindungen deutscher Produktionsgebiete sowie zu einzelnen Akteuren zeigen), bleibt abzuwarten. Sehr interessant ist es jedenfalls – ich verweise nur auf den zuletzt publizierten Band einer Reihe von exzellenten Büchern zum Thema.[2]

Sarah Lentz hat die Publikation ihrer Dissertation (bei Rebekka von Mallinckrodt, Bremen, und Eve Rosenhaft, Liverpool) chronologisch in drei Phasen unterteilt (1780er bis 1800er Jahre; 1810er bis 1830er Jahre sowie 1840er bis 1850er Jahre). Die Chronologie ist eher traditionell und an britischen Diskursen in Europa orientiert (die Geschichte der atlantischen Abolition reichte ja bis mindestens 1888; für Afrika noch weit länger). Allerdings hat Sarah Lentz eine Chronologie in der neuen Forschungsperspektive der jeweiligen Kontextorientierung gewählt (Gesetz von 1857 in Preußen; stärkere Ausbreitung des Rassismus im Deutschen Bund). Jedenfalls verloren die britische Öffentlichkeit und viele Politiker im Umfeld des Krimkrieges das Interesse an der Abolition. Das wirklich Spannende der Kapitel des Buches sind die Titel, die Lebensgeschichten, die Skizzen zu Institutionalisierungen sowie die sogenannten angebundenen Themenfelder (wie Rassen/Rassismus; Kolonial-Zucker vs. Rübenzucker; Unfreiheit/Freiheits-Debatten). Etwa der Titel der ersten Phase „Von EinzelkämpferInnen zu Lehrstuhlakti-

vistInnen“ mit der Lebensgeschichte von Johann Friedrich Blumenbach, der als „Vater der Rassenlehre“ zugleich seit ca. 1783 einer der wichtigsten Protagonisten der Anerkennung schwarzer Kultur war (S. 80–107). Er konnte „mindestens 14 Schriften aus der Hand von schwarzen AutorInnen sein Eigen nennen [...] [unter anderen von] Anton Wilhelm Amo, Francis Williams, Ignatius Sancho, Jacobus Capitein, Jean-Baptiste Lislet Geoffroy, Olaudah Equiano, Richard Allen und Benjamin Bannaker“ (S. 90f, Anm. 136). Der Professor hatte sich in der Schweiz offensichtlich auch in eine „Negresse“ (S. 89), namens Pauline Hippolyte, „gebürtig aus Santo Domingo“ (ebd. – wohl eher aus Saint-Domingue) verliebt. So geht es munter weiter über August von Kotzebue und das Theater bis hin zum Hugenotten Franz Carl Achard mit einer kritischen *commodity*-Geschichte zu Rübenzucker vs. Kolonial/Sklaven-Zucker, auch „Blut-Zucker“ genannt (S. 132–163). In der von der Vf.in richtig angesprochenen „atlantischen Gelehrten-Republik“ (S. 163) gibt es mit der Erwähnung von Humboldt in Havanna 1801 (S. 156) wenigstens den Hinweis auf die Empiriker unter den „Gelehrten“, die nicht im Lehnstuhl saßen und bereit waren, von realen Sklavenbesitzern sowie Sklavenhändlern vor Ort, d.h., auf Sklavenplantagen, in Sklavenhandelshäfen, aber auch in Häusern mit Versklavten als Dienern, Informationen über Sklavereien und Sklavenhandel aufzunehmen. Ebenso interessant ist Kapitel II: „Lobbyisten gesucht! Die 1810er bis 1830er Jahre (S. 165–232, ganz abgesehen davon, dass nach den Regeln des „Binnen-I“ das Kapitel auch mit „LobbyIstinnen“ hätte überschrieben sein können). Es geht

los mit „Anstöße von außen“ – dass die aus Großbritannien kamen, verwundert angesichts der allgemeinen Abolitions-Diskurse nicht, wohl aber das, was hinter den erwähnten Schreiben des Ober-Abolitionisten Thomas Clarkson an den preußischen König und seinen Staatsminister Hardenberg steckte. Sarah Lenz schreibt, das Clarkson überzeugt gewesen sei, dass „insbesondere Frankreich nur durch den vereinten Einfluss von Österreich, Russland [Alexander I.], Preußen und Großbritannien dazu gebracht werden könnte, von seinem Plan Abstand zu nehmen, den Sklavenhandel für fünf weitere Jahre fortzusetzen“ (S. 168). Jetzt kommt das wirklich Spannende: dahinter stand der extrem mörderische Plan, die Revolutionäre in Haiti, ebenso wie die „Revolutionäre“ (Napoleonisten) in Frankreich zu besiegen (bzw., da es sich in Haiti ja um bewaffnete „nègres“ handelte, alle über 14-Jährigen umzubringen[3]) und mittels eines für fünf geplanten intensiven Sklavenhandels die dann unterworfen Kolonie Saint-Domingue produktiv wieder in Gang zu setzen – alles im Interesse der nun in Frankreich unter Louis XVIII. tonangebenden extrem reaktionären Altbesitzer. Humboldt machte die Angst vor diesem Plan wahrscheinlich schlaflos – er beschäftigte sich damit wieder und wieder in seinem Tagebuch „Habana 1804“ (an dem er auch nach seinem zweiten Kubaaufenthalt weiterarbeitete).[4] Im Buch von Sarah Lenz folgen die sehr gut geschriebene *life histories* der außerordentlichen Therese Huber, die sogar einen Georg Forster sitzen ließ (1792 in Mainz), ihres Sohnes Victor Aimé Huber und Alexander von Humboldts. Humboldts *life history* (S. 180–203) hält selbst für einen Humboldtforscher erstaunliche

Erkenntnisse bereit. Etwa die Beobachtung der Autorin, dass „keine Arbeiten vor[liegen], die sich weitergehend mit Humboldts sklavereikritischen Aktivitäten in den drei Jahrzehnten nach seiner Rückkehr nach Europa befassen“ (S. 183). Das hängt damit zusammen, dass Humboldt eben kein Philosoph war, sondern empirischer Globalist. Er beobachtete und analysierte die atlantische Sklaverei erst einmal genau in der Realität seiner Reise durch das „Imperium der Sklaverei“[5] in Spanisch-Amerika und in der Nachbearbeitung durch Erkenntnisse von Spezialisten 1804–1825. Erst dann schrieb er das berühmte Sklaverei-Kapitel, in dem er sich als Abolitionist positionierte und zugleich als Anhänger globaler freier Arbeit outete. Das Kapitel III „Von EinzelkämpferInnen zur ersten deutschen Antiklavereibewegung? Die 1840er bis 1850er Jahre“ (S. 233–401) erweitert den Blick auf weitere sehr spannenden *life histories*, u.a. der des wichtigsten und vielleicht weltweit am wenigsten bekannten Abolitionisten Friedrich Wilhelm Carové sowie der des wahrscheinlich noch weniger bekannten ehemaligen Sklaven Marcelino aus Brasilien, der als Friedrich Wilhelm Marcellino zum schwarzen Berliner wurde. Sarah Lenz analysiert auch weltweite Verflechtungen und „blurred boundaries“ von Sklaverei sowie preußischer Gesindeordnung, aber besonders Institutionen bzw. die Versuche, im Umfeld von 1848 eine nationale Institution der Anti-Sklaverei im Deutschen Bund zu verankern. Auf die extrem interessanten Mikrogeschichten kann hier nur verwiesen werden. Ich will nur noch auf das sehr gelungene Unterkapitel der Praktiken und Tätigkeitsfelder als Beispiel für eine der wichtigsten Di-

mensionen von *new materialism* verweisen (S. 342–397, u.a. Konsumverweigerung). Einige Unterpunkte erwartet man in einer Abolitionsgeschichte, aber der Unterpunkt „[K]eine Initiative gegen den deutschen Anteil an Sklavenhandel und Sklaverei“, den ich auch als Forschungsprogramm für exzellent halte, verweist einerseits auf die Probleme von Abolitionsgeschichten überhaupt (siehe oben) und andererseits auf die Tatsache, dass es die Sklaverei- und Sklavenhandelsgeschichten sowie Geschichten von Deutschen als Verklavern sind, die überhaupt erst einmal geschrieben werden müssen. Sie werden, auch und gerade in Mikrogeschichten und *life histories*, die die Autorin anreißt, auch in den globalhistorischen Narrativen ihren Niederschlag finden (müssen).

Um es kurz zu machen: ich halte das Buch für eine sehr gute, auch sehr gut geschriebene Studie, die zum Glück nicht nur eine neue Version europäischer Abolitionsdiskurse fortschreibt. Sehr empfehlenswert.

#### Anmerkungen

- 1 C. Hall/N. Draper/K. McClelland, „Introduction“, in: Hall et al. (Hrsg.), *Legacies of British Slave-ownership. Colonial Slavery and the Formation of Victorian Britain*, Cambridge 2014 (Paperback 2016), S. 1–32, hier S. 17.
- 2 K. Weber/J. Wimpler (Hrsg.), *Globalized Peripheries. Central Europe and the Atlantic World, 1680–1860*, Woodbridge 2020.
- 3 F. Eichmann, *Krieg und Revolution in der Karibik: Die Kleinen Antillen 1789–1815*, Berlin 2019.
- 4 A. von Humboldt, *Diario „Habana 1804“*. El diario original de Humboldt, escrito en La Habana, hrsg. v. M. Zeuske, La Habana 2021.
- 5 A. Reséndez, *The Other Slavery: The Uncovered Story of Indian Enslavement in America*, Boston/New York 2016.

**Manuel Barcia: *The Yellow Demon of Fever: Fighting Disease in the Nineteenth-Century Transatlantic Slave Trade*, New Haven, CT: Yale University Press, 2020, 281 pp.**

Reviewed by  
Thomas Mareite, Duisburg-Essen

*The Yellow Demon of Fever* explores how the nineteenth-century transatlantic slave trade came to represent both a breeding ground for a wide range of tropical diseases, and a laboratory for medical experiments in sanitizing the morbid epidemiological ecosystem thus created across the Atlantic world.

In this book, Manuel Barcia, chair of global history at the University of Leeds, argues with compelling evidence that, following the signing of bilateral treaties for the abolition of the slave trade between Britain and foreign states, the clandestine nature of the trade led to worsening sanitary conditions on board slave ships. With health inspections and sanitary precautions in Africa routinely overlooked by slave traders in their haste to escape from anti-slave trade patrols, and with ships overcrowding with captives in order to maximize profit on the American markets (mostly in Brazil and Cuba), slave vessels and barracoons across the post-1807 Atlantic world became “sites of extreme oppression and repositories of disease” (p. 75) to an unprecedented degree.

Against this backdrop, the *Yellow Demon of Fever* demonstrates how the identifica-